



Nr. 78.

Dienstag, den 2. April 1906.

21. Jahrgang.

Schatten.

Roman von B. v. d. Lanken.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.

Das konnte in der Gesellschaft nicht lange verborgen bleiben, daß die Abreise Gabriels in Begleitung der Schwester und ohne ihren Gatten in Zusammenhang stehe mit internen Familienangelegenheiten, und daß die Abreise das Vorspiel oder der Schluß eines ehelichen Konfliktes sei. Die meisten befreundeten Familien waren freilich schon auf ihren Gütern oder in Bädern, und so kam es, daß das Ereignis nicht zum Tagesgespräch und dadurch noch besonders aufgeschauelt wurde.

Aber in der Sache sahen nur die Allernächsten, und zu diesen gehörte der Prinz und seine Gemahlin; ersterer stand ihm teilnehmend, letztere triumphierend gegenüber. Sie mußte sich sagen, daß sie sehr geschickt operiert hatte, daß Ulrike ihr — wenn auch aus anderem Grunde — unbewußt gute Dienste geleistet, als sie in Wobis leicht beweglichem Gemüt Zweifel und Gewissensbisse weckte. Die Samenkörner waren über Erwarten rasch aufgegangen. Daß sie dadurch zum zweitenmal zerschendend in das Leben desjenigen eingriff, gegen den sie schon so schwer gerichtet, darauf legte sie keinen Wert, hoffte sie doch im geheimen, daß von dem Augenblick an, wo Rupert frei sei, sein Herz sich ihr wieder zuwenden werde.

Sie war ihrer in Joanne beschlossenen Taktik tren geblieben, hatte eine gewisse Zurückhaltung bewahrt, ihren Gatten mit liebender Sorgfalt umgeben, dabei hin und wieder — nur Jelsenbach verständlich — verraten, daß sie die Fehler ihrer Jugend borene und daß sie durch treue Pflichterfüllung sühnen wolle, so weit dies in ihrer Macht stehe, und es entging ihr nicht, daß die süßle, fast an Verachtung streifende Zurückhaltung, die Rupert in der ersten Zeit ihres Verkehrs ihr gegenüber beobachtet hatte, sich nach und nach mit einem Gefühl von Mitleid mischte, das der richtige Boden ist, in dem oft genug ein ganz anderes Pflänzlein Wurzel schlägt. Daß Rupert Mitleid für sie empfand, dies bedeutete einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt.

Daß sie sich selbst durch das gefährliche Spiel neue, von Tag zu Tag wurde ihm Gabriels Handlungsweise unverständlich. — erst, als ihr ganzes Denken sich unausgesetzt mit Rupert beschäftigte, als ihr Fühlen und Empfinden nur noch nach ihm Verlangen trug, als sie mit fieberhafter Ungeduld seinem Kommen entgegen sah und bei längerem Fernbleiben unter einer unbeschreiblichen Vereinsamung litt, da erkannte sie mit geheimem Schreck, daß Rupert von Jelsenbach der einzige Mann sei, dem ihr Herz mit allem, was es an Liebe barg, gehörte, daß ihr das Leben an der Seite des Fürsten eine drückende Last, daß das Band, welches sie an ihn fesselte, eine schwere Kette sei, von der sich zu befreien sie keine Möglichkeit sah. Und wenn auch — welche Vorteile wären ihr daraus erwachsen, was hätte sie dadurch erreicht? Rupert war vermählt, hatte ein Weib, welches er liebte, hatte ein Kind und im Besitz der Seinen ein reines, ungetrübtes Familienglück. Von dem Moment an, wo sie bemerkte, daß Gabriele nicht die Charakterstärke besaß, fremden Einflüsterungen gegenüber unberührt zu bleiben, von dem Moment an regten sich in ihr geheime, weitergehende Wünsche, und

an dem Tage, als Gabriele Jelsenbach Berlin verließ, wurden aus diesen Wünschen Hoffnungen, deren Erfüllung — so meinte sie — nur in ihrem Willen, in ihrem mehr oder minder geschickten Handeln lag.

In der gutgemeinten Absicht, den jüngeren Freund der Einsamkeit zu entreißen, und in der richtigen Voraussetzung, daß es bei großem Schmerz wohltuend ist, sich unter Menschen zu befinden, die die ganzen Verhältnisse kennen und denen man sein ganzes Herz ausschütten kann, hatte Prinz Schwarzenstein nicht nachgelassen, in Jelsenbach zu dringen, daß er ihn nach Joanne begleite. Der Prinz suchte Jelsenbach selbst auf, ihm seine Bitte vorzutragen. Gräfin Natalie war einige Tage zuvor mit dem Kinde abgereist und Rupert fühlte erst jetzt die Vereinsamung in ihrem vollen Umfang und ergriff die sich ihm bietende Gelegenheit, ihr zu entfliehen, mit einer gewissen Hast — er dachte dabei nicht einmal an Ida Tromsow, er hatte nur einen Wunsch: fort, nur fort aus diesen Räumen! Er würde in dieselben nicht wieder zurückkehren, er wollte wieder einfach und bescheiden leben wie in seiner Junggesellenzeit; Professor von Rühren hatte ihm die früher von ihm bewohnten Zimmer zur Verfügung gestellt. Die Dienerschaft wurde entlassen und der Leibjäger des verstorbenen Grafen Reuchlin von Priebischdorf nach Berlin berufen, um die Aufsicht über die Wohnung zu übernehmen. Alles das war in wenigen Tagen erledigt und nichts hinderte ihn, sich dem Prinzen und seiner Gemahlin anzuschließen. Er war wieder frei! — Frei? — Wenigerlich ja — aber seine Seele war gebunden an Weib und Kind und sie — das wußte er — würde sich nie von ihm lösen können. Von Tag zu Tag wurde ihm Gabriels Handlungsweise unverständlich, sicher, und er kam bei allem Grübeln schließlich doch auf die Frage, die er anfangs mit voller Ueberzeugung zurückgewiesen hatte: Liebt sie ihn?

Könnte so ein Weib handeln, das liebt? —

Schloß Joanne lag im vollen Schmuck der leuchtenden August-Schöne. Das Laub der Bäume zeigte tief gesättigtes Grün. Zwischen dem wilden Wein, der das Schloß umrankte, lugten hier und da die ersten gelblich-roten Blätter hervor, die Rosen standen im zweiten, nicht minder üppigen Blütenstadium, ein tiefblauer Himmel wölbte sich über dem Gängen, und eine strahlende Sonne lüftete die Erde mit allüberndem Auf — aber die Luft im Park blieb, dank den prächtigen Wassertürmen und Fontänen, frisch und erquickend, und die Reisenden atmeten nach der langen Fahrt in den heißen, staubigen Rupees wie erst auf, als sie den Weg von Strahburg zu Joanne zurücklegend, durch das hohe schmiedeeiserne Tor in den Schloßhof von Joanne einfuhren.

Es entwickelte sich nun äußerlich das stille, bescheidene und so komfortable Leben vornehmer Landbesitzer. Gesellschaft gab es wenig; abgerechnet einige Besuche höherer Offiziere in Begleitung ihrer Gemahlinnen, lebten die Menschen des kleinen Kreises still dahin, anscheinend mit einander in Wahrheit ein jeder innerlich in seiner eigenen Welt.

Isa Tromsow hatte die Gewalt über sich und ihre Gefühle bei weitem überschätzt. Im täglichen Zusammensein mit Rupert erwachte in ihr, die bisher nur durch kaltherzige Berechnung geleitet gewesen, die selbst das Leben anderer aufs Spiel gesetzt und die schließlich das Ziel ihres Strebens und volle Befriedigung gefunden zu haben meinte, als sie die Gemahlin des Prinzen Schwarzenstein wurde, plötzlich ein wildes Verlangen nach Glück, nach einem Aufgehen in Liebe. Und dies Verlangen wurde bald genug zu einer Leidenschaft, die Herz, Verstand und Sinne der Frau vollständig unterjochte.

Ruperts Empfindungen lebten sich nach einer anderen Richtung hin aus. Die Ableitung von seinen schmerzlichen Gedanken, die er erhoffte, fand er nicht, im Gegenteil, es erinnerte ihn ja alles an die Zeit, die er vor fast einem Jahre mit Gabriele hier verlebt hatte, wenn auch der Fürst in zarter Rücksichtnahme nicht dieselben Zimmer für ihn bestimmt, sondern solche in einem anderen Flügel des Schlosses hatte für ihn einrichten lassen. Einigemale, wenn ihm alles zu unerträglich schien, hatte Rupert den Entschluß gefaßt, zu gehen — aber wohin? — Würde es nicht überall dasselbe sein? Und dann — es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß das Leiden des Fürsten fortschritt und wieviel er dem Kranken, der plötzlich ein alter Mann geworden war, galt. Als er einst von seiner Abreise sprach, hielt der Prinz ihn bei der Hand und sagte bittend:

„Gehen Sie nicht, Rupert — es nützt Ihnen ja alles nichts, und wir nehmen Sie viel, lieber Freund. Das Leid zieht mit Ihnen, wohin Sie sich auch wenden mögen, nichts ist vergeblicher im Leben als die Flucht vor uns selbst und vor der Dual, die wir in der eigenen Brust tragen. Ich entbehre Sie ungern.“

Er blieb. —

Wenige Tage später war es, als er von einem weiteren Spaziergange heimkehrend und von der Flußseite den Park betretend, Isa Tromsow begegnete, die — so schien es ihm — in Gedanken verloren, in einer alten Allee lustwandelte. Er vermied noch mehr wie früher ein längeres Alleinsein mit ihr und wollte eben in einen Seitenvog einbiegen, um auf anderem Wege in das Schloß zu gelangen, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte und peinlich berührt stutzend seinen raschen Schritt hemmte. Die Baronin kam ihm entgegen in einem Kleide von schwarzem, zartem Spitzenstoff, das die schönen Arme, die weißen Schultern und die edel geformte Brust durchschimmern ließ, in dem schwarzen Haar eine einzige gelbe Rose; einen leichten, gelben Seidenhawl hatte sie abgenommen und trug ihn wie auch den großen Sonnenschirm in der Hand. Wie sie so auf ihn zuschritt, in jeder Bewegung anmutig und doch majestätisch, auf dem Antlitz ein halb verlegenes, halb schelmisches Lächeln, da konnte selbst Felsenbach es nicht leugnen: sie war schön, verführerisch schön, und es gehörten eben die bitteren Erfahrungen, die er gemacht hatte, dazu, um gegen ihren gefährlichen Zauber gefeit zu sein. Zum erstenmal regte sich der Gedanke in ihm: „Warum konnte in diesem herrlichen Körper nicht eine ebenso herrliche Seele wohnen?“

„Wollen wir nicht zusammengehen, Herr von Felsenbach?“ sagte Isa, als sie Rupert erreicht hatte, „oder zürnen Sie, daß ich Sie Ihren Gedanken entreiße?“

„Sie wissen, Baronin, daß meine Gedanken weder angenehm noch vielseitig sind“, antwortete er kühl, an ihre linke Seite tretend. „Es bedarf keiner Entschuldigung von Ihnen, ich habe vielmehr zu danken, wenn Sie mit einem so trübseligen Gesellschaftler fürlich nehmen wollen.“

„Ich weiß nicht, ob Sie daran glauben werden, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, Herr von Felsenbach, daß ich Ihr Geschick von ganzem Herzen beklage“, sagte sie warm.

„Sehr gütig, gnädigste Frau!“ Sein Ton klang ironisch — es entging ihr nicht, und die feinen Nasenflügel vibrierten leise.

„Ich höre es — Sie glauben nicht daran“, stieß sie halb laut mit unterdrückter Erregung hervor.

„Doch!“ Er sagte das ziemlich ernst, aber um seinen Mund zuckte es wie Sarkasmus.

„Nein — nicht —!“ rief sie heftig. „Ich kenne Sie noch gut genug, ich habe für all die kleinen Nuancen in Ton und Ausdruck, die Ihnen schon früher eigen waren, ein gutes Gedächtnis. Ich habe nichts vergessen“, setzte sie mit sinkender Stimme hinzu und wandte das schöne Haupt zur Seite.

„Ich auch nicht, Baronin“, antwortete er hart, sie scharf ansehend. Sie zuckte zusammen, legte die Hand über die Augen und neigte kaum merklich den Kopf. Ob sie weinte? — Ruperts Augen ruhten unverwandt auf ihr.

Plötzlich sah sie ihn an, Tränen perlten von ihren Wimpern über die Wangen, und ihr Mund zuckte schmerzlich.

„Was soll ich tun“, rief sie leidenschaftlich, „um Sie von meiner Reue zu überzeugen, wenn Sie meinen Worten nicht glauben? Ich habe nichts als Worte, nichts — und wenn ich

Ihnen jetzt sage, daß ich elend und innerlich arm durchs Leben gegangen bin, daß ich in unzähligen Stunden von Reue gefoltert, von Vorwürfen gepeinigt, der Verzweiflung nahe war, — daß ich dann, an einen kranken, alternden Mann gefesselt, treu und gewissenhaft meine Pflicht erfüllte, ohne auch nur mit einem Gedanken abzuweichen — es sei denn in die Vergangenheit —

„Zum Prinzen Sebera —“ schaltete Felsenbach kalt ein.

„Nein, Rupert — nein, nicht zu ihm. Mein ganzes Leben war ein furchtbarer Irrtum. Oberflächlich, gedankenlos hatte man mich erzogen, so war ich in die Welt eingetreten, so handelte ich, bis — es zu spät war, bis die furchtbare Strafe über mich hereinbrach, bis ich erkannte, welches Glück, welches Herz ich mein eigen hätte nennen können — Sie, Rupert, den ich einzig und allein geliebt hatte, den ich heute noch liebe, mehr denn je. Entsetzt — hoffnungslos —!“

Sie hatte in höchster seelischer Erregung gesprochen, diese Erregung war echt wie die Leidenschaft für Felsenbach, und wie sich diese Leidenschaft in jedem ihrer Worte, in jedem Blick dem vor ihr Stehenden offenbarte als der Ausdruck eines lange zurückgebrängten, elementaren Empfindens, blieb auch Felsenbach nicht unberührt davon. Als Isa, in heiße Tränen ausbrechend, wankte, fing er die bebende Gestalt in seinen Armen auf, und das heißblütige Weib, hingerissen von der Macht des Augenblicks, warf die Arme um seinen Nacken, und das Haupt gegen seine Brust pressend, flüsterte sie:

„Rupert — Rupert — wir gehören ja doch zusammen — Du und ich — — —“

Sekundenlang fand Rupert kein Wort der Entgegnung, und ein eigenartiges Empfinden durchschauerte ihn, war es doch das Weib seiner ersten Liebe, welches wieder an seinem Herzen ruhte; aber nur Sekundenlang währte dies Gefühl, dann richtete er sich auf, und sie mit sanfter Entschiedenheit zurückdrängend, sagte er:

„Lassen Sie sich, Baronin Tromsow, Sie vergessen, daß Sie und ich gebunden sind.“

Isa trat von Rupert fort und sah ihn starr an, wie entgeistert. Ihre leidenschaftliche Erregung war jäher, unheimlicher Ruhe gewichen. Er achtete sie nicht, er liebte sie nicht mehr. — Aber — er hatte sie einst geliebt, er sah, daß sie unglücklich war, und daß seine Worte sie schmerzlich, vernichtend getroffen hatten. Er konnte dem Mitleid nicht wehren, das ihn schon — wider seinen Willen — so oft bewegt hatte — Mitleid, aber auch kein Atom mehr als das. Isa schauerte in sich zusammen, sie schlang mit zitternden Händen ihr Tuch um die Schultern. Rupert griff danach, ihr behilflich zu sein — sie wehrte ihm mit leichtem Kopfschütteln, weiter von ihm zurücktretend. Sie mußten noch ein Stück gemeinsam gehen und verharren schweigend, bis sie das Ende der Allee erreichten. Hier stürzte ihnen ein Pakt in fliegender Hast und atemlos entgegen mit der Meldung, daß der Prinz einen heftigen Schmerzensanfall habe und der Leibarzt nicht unbeforgt sei. Unwillkürlich suchte Felsenbach Rupert, wie der seinige sie — ihre Augen begegneten sich — (Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,** 9638
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Denkspruch.

Eins doch weiß ich, und dies Eine —

Gibt mir Kraft und Zuversicht:
Keine Nacht war noch so dunkel,
Der nicht obgeliegt das Licht,
Keines Winters Eis so feste,
Daß der Lenz es nicht durchdrieb,
Keines Kerkers Wand so ewig,
Daß die Zeit sie nicht zerrieb.

Anastasius Grün.

Bist du geschnitten aus besser'm Holz,
Die Menge schilt sogleich dich stolz;
Bist du begabt mit höherm Wollen,
Sie zählt alsbald dich zu den Colten,
Wag's, über sie dich zu erheben:
Sie wird dich bekämpfen auf Tod
und Leben.

Reichel.

Eine Schreckensnacht im schottischen Hochmoor.

Aus dem Englischen von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Den ganzen Tag über war ich mit meiner Büchse umhergestreift, ohne irgend eine Jagdbeute zu finden. Es wehte ein scharfer Ostwind, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit — zu Anfang des Monats März — über das öde, traurige Sumpfsmoor in Schottland, wo man in diesem Augenblick weder Weg noch Steg finden konnte. Es war eine recht unheimliche Gegend, man konnte sich leicht darin verirren; außerdem trieben auch schon die ersten federartigen Flocken bereits über das Moor, als Vorboten eines sich nähernden Schneesturmes, und die heute früher als sonst eintretende Abenddämmerung begann sich über mich auszubreiten. Ich schützte meine Augen mit der Hand und sah ängstlich und bekümmert nach Westen, wo das Sumpfsmoor mit dem fernen Hochland verschmolz. Nirgends ein aufsteigendes Rauchwölkchen, nirgends ein Zeichen von Kultur oder ein Hüttendach. Es blieb mir nichts anderes übrig, als weiter zu wandern und es dem Zufall zu überlassen, ob ich für diese Nacht ein Obdach finden würde oder nicht. Ich ging schnell weiter, denn ich schute mich, unter Dach und Fach zu kommen; auch quälte mich der Hunger denn seit dem Frühstück hatte ich nichts gegessen und war seit Tagesanbruch auf den Beinen.

Inzwischen begann der Schnee mit beispielloser Schnelligkeit über die Heide zu fallen; die Kälte nahm zu, und die Dunkelheit breitete sich mit Macht aus. Meine Hoffnung, irgendwo in der Nähe ein schützendes Obdach zu finden, schwand immer mehr mit der zunehmenden Dunkelheit, und ich dachte schweren Herzens an meine junge Frau, die in ihrem kleinen Zimmer im Wirtshause zu Dorling gewiß schon lange auf mich wartete. Wir waren erst vier Monate verheiratet und befanden uns auf der Hochzeitsreise im Hochlande. Augenblicklich wohnten wir in einer kleinen Dorfschenke am Rande der großen westlichen Moore. Wir hatten uns sehr lieb und waren sehr glücklich; als ich am Morgen meine Frau verließ, mußte ich ihr hoch und heilig versprechen, vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein. Ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, Wort halten zu können.

Der Schnee fiel dichter und dichter, der Abend wurde dunkler und dunkler. Ich stand nochmals still und rief, so laut ich konnte — doch mein Rufen verhallte ungehört in der Ferne. Schließlich überkam mich ein unheimliches Gefühl, und ich dachte an viele alte Geschichten von Reisenden, die so lange durch den Schnee gewandert waren, bis sie müde wurden, sich zur Ruhe gelegt und ihr junges Leben in dem eiskalten Schneebett ausgehaucht hatten. Ich fragte mich, ob es mir wohl möglich sein würde, mich in der langen, eiskalten Sturmnacht wach zu halten. Mußte nicht eine Zeit kommen, wo meine Kräfte mich verließen und meine Willenskraft erlahmte? Wenn ich nun auch einem solchen Todeschlafe entgegenging? Ich schauerte bei dem Gedanken. Wie hart und grausam, jetzt sterben zu müssen, wo das Leben noch so schön und herrlich vor mir lag — wie hart und grausam, besonders für meine junge Frau, so kurze Zeit nach dem prächtigen Brautschleier ihr Haar mit dem traurigen Witwenstorb zu bedecken zu müssen. — Um diese unheimlichen Gedanken zu verscheuchen, rief ich lauter und lauter und lauschte ängstlich auf Antwort. Doch — was war das? Wurde mein Rufen diesmal gehört, oder bildete ich mir nur ein, eine ferne Stimme zu vernehmen? Wieder ließ ich meine Stimme erschallen, und wieder klang es wie ein Echo zurück. Dann drängte sich ein zitternder Lichtschein durch das Dunkel, der bald verschwand und bald aufs neue auftauchte, bis ich zu meiner unaussprechlichen Freude einen alten Mann mit einer Laterne vor mir stehen sah.

„Gott sei gelobt! Gott sei gelobt!“ Dieser Freundesruf drängte sich unwillkürlich über meine Lippen.

„Weshalb? Weshalb?“ murmelte der Alte mit seinem eingefallenen, zahnlosen Mund und leuchtete mir mit der Laterne ins Gesicht.

„Weshalb? — Doch gewiß deshalb, weil Sie gekommen sind! Ich glaubte bereits, einsam im Schnee umkommen zu müssen.“

„Ja, wer kann das verhindern, wenn es Gottes Wille ist?“ erlang die mürrische Antwort.

„Aber diesmal scheint es nicht Gottes Wille zu sein, sonst hätte er Sie nicht zu meiner Hilfe gesendet, lieber Freund! Wie weit ist es von hier bis nach Dorling?“

„Um, gute zwanzig Meilen kann es wohl sein.“

„Und bis zum nächsten Dorfe?“

„Das nächste Dorf ist Wyte; das liegt zwölf Meilen entfernt in entgegengesetzter Richtung.“

„Und Sie sind, wie ich vermute, jetzt auf dem Heimwege?“

„Ja, das stimmt, das bin ich.“

„Dann gehe ich mit Ihnen! Also vorwärts!“

Der alte Mann schüttelte den Kopf und rieb sich mit dem Griff der Laterne die Nase.

„Das würde Ihnen nichts helfen — Sie kommen doch nicht zu ihm herein — zu ihm nicht — zu ihm sicher nicht!“

„Darauf wollen wir es doch ankommen lassen.“ sagte ich. „Wer ist der Mann, von dem Sie reden?“

„Ach, das ist der Herr —“

„Was für ein? Wessen Herr?“

„Das kann Ihnen wohl gleichgültig sein!“ lautete die unhöfliche Antwort.

„Lassen Sie es gut sein; führen Sie mich nur hin, ich werde dann schon selbst dafür sorgen, daß ich Einlaß finde, Abendessen und Obdach bekomme.“

„Um — ja — versuchen können Sie es ja —“ brummte mein unliebenswürdiger Führer und wackelte, hier und da den Kopf schüttelnd, vor mir her, wie ein Berggeist oder wie ein lebendig gewordenes Irrlicht.

Eine dunkle Masse tauchte plötzlich vor uns auf, und ein Hund stürzte uns bellend entgegen.

„Ist das das Haus?“ fragte ich.

„Ja, das ist das Haus — ruhig, Herr!“

Dann suchte er in der Tasche nach dem Schlüssel. Beim matten Schein des Lichtes bemerkte ich, daß die Tür ungewöhnlich fest und solid, wie etwa eine Kerkertüre war. Einige Sekunden später drehte sich der Schlüssel im Boche, und ich stand in der Vorhalle.

Als ich hineingetreten war, warf ich einen neugierigen Blick auf meine Umgebung und sah, daß ich in einer großen, gewölbten Halle stand, die allem Anschein nach zu sehr verschiedenartigem Gebrauch diente. Die eine Ecke war wie ein Laden bis zur Decke hinauf mit Korn angefüllt, und in einer anderen Ecke lagen Säcke, landwirtschaftliche Geräte und aller erdenklicher alter Plunder, während von der Decke herab ganze Reihen Schinken, Würste, Rohrbündel und große Käben herunterhingen. In der Mitte der Halle stand ein unförmlicher, mit grauer Decke belegter Gegenstand, der sich, als ich einen Zipfel der Decke hochhob, als ein mächtiges Teleskop entpuppte, das sich um seine Ase drehen ließ. Während ich noch in Betrachtung des Instrumentes versunken war, ertönte mich der Klang einer hellen Glocke aus meinem Nachsinnen.

„Das gilt Ihnen,“ sagte mein Führer mit malitösem Lächeln, „dort ist die Tür.“

Bei diesen Worten zeigte er auf eine niedrige, schwarze Tür auf der anderen Seite der Halle. Ich ging hinüber, klopfte an — wie ich glaube, ziemlich derb — und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Ein großer, weißhaariger, alter Mann erhob sich von seinem Stuhl, der an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch stand, und warf mir einen ernsten, prüfenden Blick zu.

„Wer sind Sie?“ fragte er dann. „Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie?“

Mein Name ist James Murray. Ich habe mich im Moor verirrt und bitte um ein Abendessen und Obdach für diese Nacht.“

„Ich halte kein Gasthaus,“ versetzte der Mann und zog die buschigen, weißen Brauen zusammen — „wie konntest Du es wagen, den Fremden hereinzulassen, Jakob?“

„Er folgte mir,“ murmelte der Alte; „er ließ sich

gar nicht abweisen — was sollte ich mit ihm anfangen?"

Der alte Herr wandte sich wieder zu mir. „Mit welchem Recht bringen Sie in mein Haus ein?“ fragte er.

„Mit demselben Recht, mit dem der Ertrinkende nach einem Strohhalme greift und sich daran festklammert,“ versetzte ich; „mit dem Recht der Selbsterhaltung.“

„Der Selbsterhaltung?“ wiederholte er fragend.

„Ja, der Schnee liegt bereits zwei Fuß hoch draußen; bevor der Tag anbricht, hätte er mich unter seiner Wucht begraben.“

Er trat ans Fenster, zog eine dicke, schwarze Gardine zur Seite und sah hinaus.

„Es ist wahr,“ meinte er. „Run gut, Sie können bis morgen früh hier bleiben, wenn Sie wollen. Das Abendessen, Jakob!“

Darauf forderte er mich mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen, tat dasselbe und vertiefte sich wieder in seine Studien, die er bei meinem Eintritt unterbrochen hatte. Ich stellte meine Büchse in eine Ecke, zog einen Stuhl zum Feuer und sah mich neugierig in meinem Nachtquartier um.

Obwohl kleiner und niedriger, als die Halle, enthielt dieses Zimmer doch vieles, was meine Aufmerksamkeit erregte. Es war eine Gipsdecke am Plafond, und die Wände waren geweißt, aber zum Teil mit seltsamen mathematischen und astronomischen Figuren bemalt. An anderen Stellen standen an der Wand ganze Reihen von Regalen, mit seltsamen Instrumenten bedeckt, die ich noch nie gesehen hatte. Ueber dem Kamin stand ein Bücherschrank voll dicker, unhandlicher Folianten, und auf der anderen Seite eine kleine Orgel, deren Holztheile mit phantastischen Figuren bemalt waren. Auf verschiedenen an der Wand stehenden Tischen sah ich chirurgische und chemikalische Instrumente, Retorten, Globen, Sonnensysteme und ähnliches. Jeder Stuhl hatte ebenfalls seine Bürde, und selbst am Boden lagen Mappen, Kästen, Zeichengeräte und aller möglicher gelehrter Kramstricks.

Als Jakob mit den Speisen kam, schloß sein Herr und Gebieter das große Buch, worin er gelesen hatte, erhob sich und bat mich — etwas lebenswürdiger als zuvor — zu Tisch zu kommen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ, denn ich hatte Hunger, und das Essen war nicht schlecht. Dort standen Schinken, Eier, ein großes Brot und eine Flasche Serry, deren Alter und Güte man auf den ersten Blick beurtheilen konnte.

„Ich kann Ihnen nur eine äußerst bescheidene, ländliche Mahlzeit anbieten,“ sagte mein Wirt; „doch Ihr Appetit wird Ihnen wahrscheinlich über die Armlosigkeit der Gerichte hinweghelfen.“

Ich hatte bereits zu essen angefangen und versicherte ihm mit der dankbaren Begeisterung eines Ausgehungereten, daß ich in meinem Leben nie so großartig zu Abend gespeist habe.

Er machte eine steife Verbeugung und begann, sich mit seiner eigenen Mahlzeit zu beschäftigen, die nur aus einem Teller diäter Suppe und einem großen Glase Wein bestand.

Wir aßen, ohne ein Wort zu sprechen, und als wir fertig waren, deckte Jakob schweigend den Tisch ab.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung zog mein Wirt jetzt seinen Stuhl zum Kamin und redete mich, nachdem ich dasselbe getan, folgendermaßen an: „Sir, ich habe dreißigzwanzig Jahre in vollständiger Einsamkeit hier zugebracht. In dieser langen Zeit habe ich kaum ein fremdes Gesicht gesehen und keine einzige Zeitung gelesen. Wollen Sie mir daher gestatten, ein paar Fragen nach der Außenwelt, die ich fast ebenso vergessen habe, wie sie mich, an Sie zu richten?“

„Bitte, fragen Sie, ich stehe ganz zu Ihren Diensten,“ versetzte ich, über den seltsamen Einsiedler in hohem Grade erstaunt.

In dem langen und interessanten Gespräch, das nun folgte, zeigte mein Wirt einerseits eine wahrhaft verblüffende Unkenntnis der allergewöhnlichsten Dinge, andererseits aber eine bewundernswürdige Kenntnis in allem, was zur Chemie, Mathematik, Geologie, Kosmographie und den einschlägigen Wissenschaften gehörte.

So daß wir beide uns gegenseitig mit hohem Interesse zuhörten.

Als eine kurze Pause eingetreten war, erhob er sich und sah aus dem Fenster.

„Es hat zu schneien aufgehört,“ bemerkte er, während er die Gardine niederfallen ließ und sich wieder zum Kamin wandte.

Ich sprang sofort auf.

„Aufgehört?“ wiederholte ich aufatmend, aber dann verschwand meine plötzlich erwachte Hoffnung wieder; „nein,“ fügte ich betrübt hinzu, „selbst wenn es mir möglich wäre, mich im Moor zurecht zu finden, würde ich doch nicht zwanzig Meilen in der Nacht zurücklegen können.“

„Zwanzig Meilen? Wo denken Sie hin?“

„An meine junge Frau denke ich, Sir,“ versetzte ich ungeduldig, „an meine junge Frau, die auf mich wartet und sich vor Angst und Unruhe verzehrt.“

„Wo ist Ihre Frau?“

„In Dorling, zwanzig Meilen von hier.“

„In Dorling — ja, das können wohl zwanzig Meilen sein,“ wiederholte er wie ein trauriges Echo; „aber haben Sie wirklich so große Eile?“

„Ich habe so große Eile, daß ich für ein Pferd oder einen Führer gern zehn Pfund geben würde.“

„Das können Sie billiger haben,“ sagte er mit seinem Lächeln; „die schottische Postkutsche, die in Dorling Pferde wechselt, fährt hier in einer Entfernung von etwa fünf Meilen vorbei. Ein einstündiger Marsch führt Sie zu einem Kreuzweg, wo Sie ihre Ankunft abwarten können. Wenn Jakob Sie über das Moor auf den Kreuzweg führt, können Sie sich gar nicht verirren.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank und Freude an!“ rief ich fröhlich beim Gedanken an meine geängstigte Frau.

Er lächelte wieder, blinzelte, gab dem alten Diener seine Befehle und nahm dann eine Flasche und ein Glas aus einem Schranke.

„Der Schnee liegt tief, und es wird ein beschwerlicher Gang über das Moor,“ sagte er, „deshalb wird Ihnen ein gutes Glas Saffranbranntwein gut tun.“

Ich wollte den Trunk zuerst ablehnen, doch da er fest darauf bestand, so tat ich, wie er wollte, und leerte das Glas. Der Inhalt stieß in meine Kehle wie flüssiges Feuer und benahm mir fast den Atem.

„Ja, das ist kräftig,“ sagte mein Wirt, „aber gut gegen die Kälte. Jetzt haben Sie aber keine Zeit mehr zu vertieren, darum gute Nacht!“

Ich wollte ihm die Hand reichen und für seine Gastfreundschaft danken, aber er hatte sich bereits von mir abgewandt. Im nächsten Augenblick war ich draußen in der Halle; Jakob öffnete die Thür, schloß sie hinter uns, und wir standen wieder draußen in der öden, traurigen Moorregion.

Obwohl der Wind sich gelegt hatte, war es bitterlich kalt, und nicht ein Stern zeigte sich an der dunkelsten Himmelswölbung; nicht ein Laut außer dem Knistern des Schnees unterbrach die tiefe Stille der Nacht. Jakob, der über den Befehl, den er erhalten, nicht besonders erfreut zu sein schien, wackelte stumm mit seiner Laterne voran, und ich folgte, zum Sprechen ebenso wenig aufgelegt wie er selbst, hinterdrein. Meine Gedanken weilten noch bei meinem Wirt, seine Stimme klang mir noch in den Ohren, und seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit versetzte meine Phantasie in Aufruhr.

Plötzlich stand mein Führer still und wandte sich nach mir um.

„Da ist der Weg,“ sagte er, „halten Sie sich nur zur Rechten, bis Sie an den Kreuzweg kommen.“

„Wie weit ist es noch bis dahin?“

„Eine kleine halbe Stunde, Sir!“

Als ich meine Börse hervorholte, wurde er etwas theilsamer.

Für Fußgänger geht der Weg wohl, aber für Fuhrwerk ist er zu steil. Sie kommen an einer Stelle vorbei, wo der Baum durchbrochen ist, dicht neben dem Wegweiser. Seit dem Unglücksfall ist er nicht mehr instand gesetzt worden.“

(Schluß folgt.)

